

Rezensionen zum Themenschwerpunkt

Sabine Schmolinsky, **Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung** (= Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit 4), Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 2012, 208 S., EUR 39,50, ISBN 978-3-89911-089-0.

Der außerordentlich produktiven Selbstzeugnisforschung der letzten Jahrzehnte ist es gelungen, die Meistererzählung von der Erfindung des ‚geistigen Individuums‘ in der beginnenden Neuzeit zu dekonstruieren. Dabei sind Prämissen der älteren Forschung, der zufolge sich Subjektivität einzig in Individualität, in Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit, Selbstbestimmtheit und Rationalität äußern könne, einer umfassenden Historisierung unterzogen worden. Insbesondere für die Frühe Neuzeit konnte gezeigt werden, dass sich Subjektkultur keineswegs im von der Moderne kündenden Burckhardtschen Modellindividuum erschöpfte, sondern vielfältige Kulturen des Selbst-Seins gleichzeitig nebeneinander bestanden.

Auch die mediävistische Forschung hat sich seit den 1990er Jahren dem skizzierten Projekt der Historisierung von Selbst und Person angenommen. Unzweifelhaft gehört Sabine Schmolinsky zu deren Protagonist_innen im deutschsprachigen Raum. Bereits 1999 erschien der gemeinsam mit Klaus Arnold und Urs Martin Zahnd herausgegebene Sammelband „Das dargestellte Ich“;¹ ein Sammlungs- und Katalogisierungsprojekt mittelalterlicher Selbstzeugnisse sowie diverse Aufsätze folgten.² Die 2012 erschienene, zugleich im Habilitationsverfahren der Autorin an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg begutachtete Monographie „Sich schreiben in der Welt des Mittelalters“ krönt diese langjährige Forschungsarbeit. Ihr Ziel ist es, die mediävistische Selbstzeugnisforschung zu konturieren, tragfähige Begriffe zu entwickeln und diese „an ausgewählten Fällen, deren Orte und Kontexte in Zeit und Raum unterschiedlich sind und sein sollen“ (13), empirisch zu erkunden.

¹ Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky u. Urs Martin Zahnd Hg., Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bochum 1999.

² Vgl. Bibliographie in Schmolinsky, Welt, 192.

In der Einleitung und dem ersten, die begrifflichen Zugänge explorierenden Teil (A.) macht Schmolinsky deutlich, dass mediävistische Selbstzeugnisforschung eine eigenständige Heuristik erfordert. Denn als Gattung abgrenzbare Selbstzeugnisse, wie sie etwa die frühneuzeitliche Selbstzeugnisforschung untersucht, sind – von einigen Ausnahmen abgesehen – erst seit dem 15. Jahrhundert überliefert (17). Früh- und Hochmittelalter sowie weite Teile des Spätmittelalters hingegen scheinen der Burckhardtschen Metapher entsprechend unter einem ‚Schleier‘ verborgen zu liegen.

Diesen zu lüften sucht Schmolinsky zunächst mit einer differenzierenden Betrachtung der Forschungsstraditionen und Begriffsbildungen mittelalterlicher Selbstzeugnisforschung seit dem späten 19. Jahrhundert. Dabei würdigt sie Verdienste der älteren Forschung (25, 44), distanziert sich im Ergebnis jedoch – ähnlich wie Gabriele Jancke und Eva Kormann für die Frühe Neuzeit³ – klar von Begriff und Projekt einer teleologischen „Geschichte der Autobiographie“ (43). „Selbstzeugnis“ will Schmolinsky dagegen weniger als Gattungsbegriff denn als historisch kontingente Bedeutungsdimension von Texten verstanden haben. Umschreiben lässt sich diese mit dem Begriff der Selbstreferenzialität, der den Umstand bezeichnet, dass ein Ich im Text sich zu sich selbst in Beziehung setzt, indem es Aussagen über sich trifft, mit denen es sich selbst identifiziert. Untersucht werden sollen also die selbstidentifikatorischen Akte im Schreiben (73f.) – mit dem eingeführten Begriff des „insetzten Selbstzeugnisses“ auch in solchen Textgattungen, die nicht per se als selbstreferenziell gelten (17). Schmolinsky lässt dabei allerdings weitgehend offen, auf welche Personen, Dinge, Diskurse oder kategorialen Zusammenhänge diese Identifizierung des Ich als Selbst in einem inhaltlichen Sinne rekurrieren könnte. Hervorgehoben wird als „stets mitzureflektierende Kategorie auf basaler Ebene“ einzig die des „Geschlechts“, die dem Selbst „zugeschrieben war und mithin eignete“, die Textproduktion determinierte und „Vorstellungen und Handlungen der Selbstzeugnisse Produzierenden“ prägte (18).

In den folgenden Analyseteilen (B. und C.) geht es Schmolinsky um die Erprobung der Lesart „Selbstzeugnis“ (70) anhand unterschiedlicher Quellengattungen, deren Aussagemöglichkeiten und -grenzen sie den gegenwärtigen Stand der Forschung zusammenfassend, aber auch in eigenen Analysen und Interpretationen reflektiert. Die Autorin lenkt den Blick auf tonale Repräsentationen, die – wie etwa die Gattung der *Molette* – als „Kennzeichen einer spezifisch tonalen, kompositorischen Selbstdarstellung“ (76) gelesen werden können. Auch bildliche Selbstdarstellungen in Handschriften, Epitaphien, Gebäuden oder Siegeln lassen sich in vielfältiger Weise als selbstidentifikatorische Akte verstehen (79). Der Schrift kommt dabei jedoch „eine gewisse Prärogative“ zu, denn diese fixiere den wahrgenommenen Ton und vermittele – man

3 Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*, Köln/Weimar/Wien 2002; Eva Kormann, *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert*, Köln/Wien/Weimar 2004.

denke etwa an Künstlerinschriften und andere Formen der Text-Bild-Beziehungen – auch häufig den Zugang zu Bildern (12, 78).

In diesem Sinne fungiert bereits die geschriebene Namensnennung als „kleinste[...] Einheit eines Selbstzeugnisses“ (80). Sie bedarf jedoch einer sorgfältigen Analyse des breiteren Kontextes ihrer Verschriftlichung. Mit Fallanalysen von so unterschiedlichen Textsorten wie Briefen, Briefsammlungen, Viten und biographischen Sammlungen, Visionsberichten, historiographischen Quellen und Kalendarien, bei denen ausdrücklich schreibende Personen „beiderlei Geschlechts“ (12) berücksichtigt werden sollen, will Schmolinsky für die Alterität mittelalterlicher Schriftkultur sensibilisieren. So können sowohl die mit der Niederschrift betrauten Personen als auch die Autor_innen als Text-Ich bzw. -Wir präsent sein. (84f., 94f.) Urheber_innen inszenieren ihre Aussagen etwa in Form von eigenhändigen Subskriptionen von Urkunden und Testamenten als authentisch (84) – während die mit der Niederschrift befassten Personen beispielsweise in Nachschriften, den sogenannten Kolophonen, in ihrem Selbstverständnis, ihrer Emotionalität und Körperlichkeit in Erscheinung treten (85).

Wie fragil die Grenzen des Selbst im Text im Einzelfall sein können, führt Schmolinsky etwa am Beispiel der „Vita Anskarii“ vor. Während der Bio-Hagiograph Rimbart (um 830–888) sich in einem Kollektiv der vertrauten Schüler des Erzbischofes und Missionars Ansgar (um 801–865) präsentiert, ist dieser durch verschiedene als solche behauptete inserierte Selbstzeugnisse, in Form von wörtlichen Eigenzitaten sowie eines kompletten Visionsberichts, präsent. Auch wenn die Provenienz dieser Inserte unbekannt ist und die Überlieferungslage keinerlei Klärung erlaubt, plädiert Schmolinsky jenseits ihrer inhaltlichen Überprüfbarkeit überzeugend für die Analyse der „selbstzeugnisartigen Strukturen“ beider Insertformen, die sowohl die beschriebene als auch die beschreibende Person sichtbar machen (125–128).

Darüber hinaus eignen sich auch die vielfältigen Spuren, die mittelalterliche Bearbeitungs- und Sammlungspraktiken in den Überlieferungen hinterlassen, zur Rekonstruktion selbstreferentieller Akte. Dabei lassen sich eigenhändig erstellte Briefsammlungen literater Personen in ihrer Selbstbezüglichkeit genauso interpretieren (105 f.) wie die Praktiken des Sammelns und Bearbeitens in multipersonellen Editionsgemeinschaften, wie sie etwa im monastischen Kontext existierten. Auch historiographische Quellen erlauben es, inserierte Selbstzeugnisse aufzufinden. Hier gab es jedoch offensichtlich Regeln für die Platzierung solcher selbstbezüglicher Elemente bis hin zu umfangreichen Erfahrungsberichten und Viten der Autor_innen. Eine Unterbrechung der *historia* schien kaum tolerierbar zu sein, so zeigt es etwa das Beispiel des – nur in einer einzigen der überlieferten Handschriften zu findenden – selbstzeugnishaften Kapitels in der „Geschichte der Könige von Jerusalem“ des Erzbischofes von Tyrus (um 1130–1186). Geeigneter schien es offenbar, solche Kapitel am Ende einer abgeschlossenen *historia* zu inserieren, wie dies etwa in Beda Venerabilis' „*Historia ecclesiastica gentis Anglorum*“ oder in Hieronymus' „*Liber de viris inlustribus*“ der Fall war (146f.).

Im Bereich spätmittelalterlicher Stadtchronistik zeigt sich, dass inserierte Selbstaussagen auch höchst unterschiedlich rezipiert und in Bearbeitungen, die ihrerseits als Selbstzeugnisse verstanden werden können, fortgeschrieben worden sind. So erfuhren etwa die familiengeschichtlich orientierten selbstreferenziellen Passagen in Ulman Stromers (1329–1407) „Puechel von mein geslecht vnd von abentewr“ in einer 1409 erstellten Bearbeitung eine wertschätzende Erweiterung, wohingegen andere Abschriften diese Passagen zugunsten der Stadtgeschichte sogar gänzlich tilgten (148). An diesen Beispielen wird die Relevanz des Verhältnisses zwischen inseriertem Selbstzeugnis und ‚textuellem Kontext‘ deutlich, die als besondere Herausforderung aber auch als Chance für multiperspektivische Quellenlektüren in Bezug auf die Bedeutungsdimension „Selbstzeugnis“ begriffen werden kann.

In den ausgewählten Beispielen findet Geschlecht keine durchgängige Berücksichtigung. Entsprechende Analysen finden sich primär in der Erörterung von Briefen, die schon aufgrund der vergleichsweise guten Überlieferungssituation gemeinhin als privilegiertem Zugang zu weiblichem Schreiben gelten (98). Schmolinsky zufolge sollte sich die Untersuchung jedoch vor allem auf die Praktiken des Schreibens in ihrer Vergeschlechtlichung konzentrieren – also beispielsweise die Inszenierung von Geschlecht in Sprachgesten untersuchen, wie dies etwa Cordula Nolte in ihrer Studie zu Briefen adeliger Frauen des 15. Jahrhunderts getan hat (104), oder geschlechtsbezogene Bearbeitungspraktiken in den Blick nehmen. Prominentes Beispiel hierfür sind die Briefsammlungen Hildegards von Bingen, in denen angeschriebene (laikale) Frauen in geistliche Männer umadressiert wurden (109).

Sabine Schmolinsky differenziert die Annahme von der Quellenarmut des Mittelalters in Bezug auf Selbstzeugnisse erheblich. Mit einer erweiterten Perspektive auf verschiedene Quellen- und Textgattungen sowie mit dem Begriff des „inserierten Selbstzeugnisses“ gelingt ihr die Dokumentation einer erstaunlichen „Breite und reiche[n] Vielfalt persönlicher Zeugnisse“ (152), deren Potential von der Forschung noch keineswegs ausgeschöpft ist. Forschungsdesiderate bestehen in vielerlei Hinsicht, etwa im Bereich selbstbezoglicher Aussagen in mittelalterlichen Kalendarien (144) oder vergeschlechtlichter Praktiken des Briefschreibens (102). In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass diese Impulse eine mediävistische Selbstzeugnisforschung weiter befördern, die sich nicht nur auf spätmittelalterliche Überlieferungen klassischer, eigenständiger Selbstzeugnisse stützt.

In Schmolinskys Konzeption von „Kontext“ bleibt gegenüber dem von ihr privilegierten textuellen Umfeld jedoch der gesellschaftsstrukturelle wie diskursive Rahmen merklich weniger beleuchtet. Die Einbindung des in der Einleitung (12) betonten relationalen, kulturell vermittelten Selbst in das, was bisweilen mit dem Begriff der Lebenswelt (13, 112, 129) beziehungsweise des sozialen Raumes (73, 112) durchscheint, bleibt unscharf. An dieser Stelle leuchtet kaum ein, warum mit der Konzentration auf Selbstreferenzialität im Vergleich zur anthropologisch orientierten Selbstzeugnisforschung ein „anderer Weg beschritten“ (150, 68) wird. Vielmehr können und müssen in einer er-

kennntnisorientierten Selbstzeugnisforschung aus Sicht der Rezensentin beide Konzepte miteinander kombiniert werden: eine in der Grundrichtung anthropologische Selbstzeugnisforschung, die nach der geschlechts-, altersbezogenen, ständischen und religiösen (et cetera) Positionierung des Selbst in diskursiven und gesellschaftsstrukturellen Kontexten fragt, sowie eine für die komplexen Praktiken der Verschriftlichung sensible Selbstzeugnisforschung, die jenseits essentialistischer Quellenklassifizierungen nach potentiellen Orten von Selbstbezüglichem sucht. Deren Relevanz jedenfalls kann Schmolinsky überzeugend und methodisch äußerst anregend unter Beweis stellen.

Mareike Böh, Kassel

François-Joseph Ruggiu Hg., **The Uses of First Person Writings. Africa, America, Asia, Europe. Les usages des écrits du for privé. Afrique, Amérique, Asie, Europe** (= Comparatism and Society/Comparatisme et Société 25), Brüssel/Bern/Berlin u. a.: Peter Lang 2013, 289 S., EUR 44,-, ISBN 978-2-87574-044-1.

Dieser Sammelband ging aus einem Forschungsprojekt am *Centre nationale de la recherche scientifique* (CNRS) in Paris hervor, das rund 2000 französische sogenannte *écrits du for privé* („Schriften des privaten Inneren“) verzeichnet hat. Der Herausgeber François-Joseph Ruggiu kommt in seiner Einleitung zunächst auf diesen problematischen Oberbegriff zu sprechen, den Madeleine Foissil 1986 prägte. In anderen Forschungssprachen wurde die Quellengruppe von Familien- und Tagebüchern, Memoiren und Autobiographien mit dem Begriff der „Ego-Dokumente“ (so Jacques Presser und Rudolf Dekker in den Niederlanden) konstituiert und erforscht, der mehr und mehr vom Konzept der „Selbstzeugnisse“ (so Kaspar von Greyerz für den deutschsprachigen Raum) in kritischer Revision abgelöst wurde. Ruggiu plädiert indes in seiner englischsprachigen Einleitung für einen neuen Oberbegriff: *first person writings*. Dieses terminologische Ringen ist Ausdruck einer Forschungstendenz, die sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr von jenen Meisternarrativen gelöst hat, in deren Schatten diese Quellen lange standen: die von Jacob Burckhardt, Georg Misch, Charles Taylor und anderen propagierte Geschichte einer triumphalen, linearen und exklusiv europäisch-westlichen Entwicklung des autonomen Individuums, das in der Renaissance mannhaft erwachte und sich zum modernen Selbst zwischen privater und öffentlicher Sphäre fortbildete. Andere Weltregionen, so erzählte es lange die europa-patriotische Mär, blieben derweil in ihren traditionellen Gruppenidentitäten verhaftet oder waren welthistorisch dazu verdammt, den europäischen Individualismus im kolonialen und globalisierten Rahmen allenfalls nachahmen zu können. Obgleich Foucault und andere darauf hinwiesen, dass das autonome Individuum eine diskursiv mächtige Fiktion war und von Seiten der Europa-HistorikerInnen weitere Einwände kamen, blieb dieses Siegenarrativ mit seinen essentialistischen Konzepten auch in anderen Disziplinen dominant.